SUSAN CARROLL

DIE DUNKLE Königin

Weltbild

Buch

Frankreich zur Zeit der Renaissance: Ariane, eine Frau mit magischen Fähigkeiten, lebt mit ihren Schwestern Gabrielle und Miribelle auf einer Insel vor der bretonischen Küste.
In der mittelalterlichen Bretagne werden Frauen wie Ariane, die mystische Kräfte besitzen, als Hexen verurteilt. Doch das ist nicht die einzige Bedrohung, der Ariane ausgesetzt ist. Auch die dunklen Machenschaften der Katharina von Medici werfen ihren Schatten auf das Land und auf Arianes Leben. Als ein verwundeter Fremder auf der Insel strandet und bei Ariane Schutz vor der dunklen Königin sucht, ist die einzige Person, an die Ariane sich wenden kann, der Comte de Renard. Doch dieser Edelmann hat selbst eine mysteriöse Vergangenheit. …

„Die dunkle Königin"-Saga
Die dunkle Königin
Die Geliebte des Königs
Die silberne Rose
Die Jägerin
Der Freibeuter der Königin

Susan Carroll

Die dunkle Königin

Aus dem Amerikanischen
von Angela Schumitz

Weltbild

Die Autorin

Susan Carroll hat Englisch und Geschichte studiert und schreibt historische Liebesromane. Für ihre Bücher ist sie bereits mehrfach ausgezeichnet worden. Susan Carroll lebt und arbeitet in Rock Island, Illinois.

Die amerikanische Originalausgabe erschien 2005 unter dem Titel The Dark Queen bei Ballantine Books, New York

Besuchen Sie uns im Internet:
www.weltbild.de

Genehmigte Lizenzausgabe © 2018 by Weltbild GmbH & Co. KG,
Werner-von-Siemens-Straße 1, 86159 Augsburg
Copyright der Originalausgabe © 2005 by Susan Coppula
Dieses Werk wurde im Auftrag von Jane Rotrosen Agency LLC vermittelt durch die Literarische Agentur Thomas Schlück GmbH, 30827 Garbsen.
Copyright der deutschsprachigen Ausgabe © 2009 by Weltbild GmbH & Co. KG, Augsburg

Übersetzung: Angela Schumitz
Covergestaltung: Atelier Seidel – Verlagsgrafik, Teising
Titelmotiv: istockphoto
E-Book-Produktion: Uhl+Massopust GmbH, Aalen
ISBN 978-3-95973-934-4

Für Kay Krewer und Armin Weng –
wahre Freunde für alle Zeiten,
egal ob im 19. Jahrhundert oder in diesem.

Und zur Erinnerung an Fred Zimmer,
den sanften Farmer und Menschenfreund.

Danksagung

Dieser Roman war eine lange Reise für mich, schwieriger als die meisten vorher. Ohne die anhaltende Unterstützung und Begeisterung meiner Agentin Andrea Cirillo und der Mitarbeiter von Jane Rotrosen wäre ich nie am Ende angelangt. Und auch ohne die Geduld meiner Verleger bei Random House und das talentierte, einfühlsame Lektorat von Shauna Summers und Charlotte Herscher hätte ich dieses Werk nicht zu einem befriedigenden Abschluss bringen können.

Außerdem möchte ich einer Reihe von Freunden dafür danken, dass sie mir die langen Stunden vor dem Computer erträglicher machten: Carol Boomershine für ihre ständige Ermutigung; meiner lieben Freundin Kim Cates, ihrem Mann Dave und ihrer Tochter Kate dafür, dass sie immer für mich da waren; meinem persönlichen Aufmunterungskomitee, den Ladys vom Montagabend: Stephanie Wilson, Sheila Burns, Gina Hinrichs, Amy Lillus und Trudy Watson; meiner Tochter Serena dafür, dass sie nie den Glauben an ihre Mutter verliert.

Und nicht zuletzt noch einen besonderen Dank an die drei Frauen, die mich zur Geschichte der Cheney-Schwestern inspiriert haben – meine Schwestern Dorothy, Jean und Janet. Von ihnen habe ich alles über die besondere Liebe und die unerschütterlichen Bande zwischen Schwestern gelernt.

Vorwort

Die in diesem Buch geschilderte dunkle Königin entstand aus einer alchemistischen Mischung von Mythen und Fakten. In der Zeit, in der Katharina von Medici herrschte, kursierten zahllose Gerüchte über ihre Verbindung zur schwarzen Magie. Viele hielten sie für eine Hexe und notorische Giftmischerin, auch wenn sich das nie beweisen ließ. Man weiß jedoch, dass eine Gruppe schöner Frauen in ihren Diensten stand, die sie als fliegende Schwadron bezeichnete und die ihre Feinde am Hof verführen sollten. Zweifellos war Katharina eine Expertin in der Kunst der politischen Intrige.

Für meine Geschichte der dunklen Königin vermengte ich Fakten mit Fiktion. Dabei stützte ich mich vor allem auf die Legenden und schmückte sie mit der Kraft meiner Fantasie aus. Ich will keineswegs behaupten, meiner Leserschaft ein wirklichkeitsgetreues Porträt der vielschichtigen Frau zu liefern, die Katharina von Medici war, oder der Ereignisse, die zu jener düsteren Nacht im August 1572 führten. Noch Hunderte von Jahren später debattieren Historiker, wer an der Tragödie der Bartholomäusnacht die Schuld trug, und erörtern den schwer fassbaren Charakter der »Italienerin«, wie ihre Untertanen sie nannten. Für weitere Informationen über die französische Politik und Geschichte möchte ich meine Leserschaft demütig an die Domäne der Gelehrten und Historiker verweisen.

Mein Fachgebiet ist das der Fantasie, der Romanzen und Abenteuer in einem Land vor langer Zeit und im Reich der Möglichkeiten …

Die Legende

Vor langer Zeit lebte eine Gruppe von Frauen, bekannt als die Töchter der Erde. Diese Frauen wurden wegen ihrer Weisheit und ihres Wissens verehrt und kannten sich aus in den Heilkünsten und der weißen Magie. Damals herrschten unschuldigere, friedlichere Zeiten, Männer und Frauen galten als ebenbürtig und teilten sich die Herrschaft ihrer Königreiche.

Doch allmählich verlagerte sich das Gleichgewicht der Macht. Männer gewannen mit ihrer kriegerischen Art die Oberhand, und Frauen wurde zunehmend das Recht verwehrt, zu herrschen und zu lernen.

Die meisten Töchter der Erde fügten sich traurig in ihr Schicksal und gaben ihre Macht auf. Manche wurden verbittert und rächten sich, indem sie lernten, die schwarzen Künste anzuwenden. Aber ein paar wenige Tapfere hielten durch und bemühten sich, das alte Wissen lebendig zu halten. Über viele Generationen reichten die Mütter die Geheimnisse der weißen Magie an ihre Töchter weiter. Doch wurde dies zunehmend gefährlicher, denn die Töchter der Erde wurden nicht länger als weise Frauen geachtet.

Mit der Zeit hatte man einen anderen, weitaus dunkleren Namen für sie gefunden … Hexen.

Prolog

Die Braut verspätete sich.

Die Menge, die sich vor der Kathedrale eingefunden hatte, begann zu schwitzen und wurde unruhig. Anfangs murmelten die zusammengeströmten Stadtbewohner nur, dann wurden sie immer lauter. Ariane Cheney kam nicht – was niemanden besonders überraschte.

Sie war bekannt als Herrin von Faire Isle. Alle Frauen, die auf dieser Insel lebten, hatten den Ruf, ein wenig verschroben und stur zu sein, und Mademoiselle Cheney war ein Paradebeispiel dafür.

Die Herrin hatte kein Hehl aus ihrer Abneigung gegen die Hochzeit gemacht. Der Comte, so hieß es, habe sie mehr oder weniger mit dem Schwert zu einer Zusage genötigt.

Mit der höher steigenden Sonne zog sich der Bischof immer weiter in den Schutz des Säulengangs der Kathedrale zurück. Seine Eminenz litt sehr unter seiner schweren Bischofsmütze und zeigte deutliche Zeichen von Ungeduld. Auch seine Kleriker vergingen fast in ihren fließenden Roben. Die Hochzeitsgäste warfen einander missmutige Blicke zu und traten müde von einem Bein aufs andere.

Nur der Bräutigam schien die Ruhe zu bewahren. Justice Deauville saß auf seinem mit einer prachtvollen Schabracke geschmückten Hengst und blickte mit standhafter Arroganz die Straße hinunter, die zur Kathedrale führte.

Der Comte de Renard war ein stattlicher Mann, ein wahrer Hüne, gut über einen Meter achtzig groß, mit straffen Muskeln und langen Gliedmaßen. Seine breite Brust wölbte sich unter einem mit Saphiren besetzten Satinwams. Sein goldbraunes Haar fiel ihm ungleichmäßig über die Schultern – er schien zu ungeduldig, um für einen Barbier still zu sitzen. Obwohl sein Gesicht glatt rasiert war, wirkten seine Züge eher roh mit einem markanten Kinn und einer Nase, die in der Vergangenheit wohl schon einmal gebrochen worden war.

Doch wie diese Vergangenheit genau beschaffen war, vermochte niemand zu sagen.

Kaum jemand in der Bretagne hatte sich daran erinnert, dass der verstorbene Comte de Renard noch einen Erben hatte, bis vor ein paar Monaten Justice Deauville aufgetaucht war, um sein Erbe anzutreten. Trotz seiner eleganten Aufmachung wirkte er nicht wie ein Adliger, sondern eher wie ein Mann, dem man lieber nicht allein des Nachts in einer dunklen Gasse begegnen wollte.

Obwohl die Gäste und die Dienerschaft immer matter wurden, wagte niemand, nicht einmal der Bischof, dem Comte zu bedeuten, dass sich seine Braut möglicherweise nicht einstellen würde. Gegen Mittag schließlich scherte ein Reiter aus dem schwarz-gold-livrierten Gefolge des Comte aus, ein alter Mann mit dichtem weißen Haarschopf und einem zerfurchten Gesicht, dem man ein Leben voller Abenteuer ansah.

Toussaint Debec hatte den Türken im Morgenland, den venezianischen Piraten im Mittelmeer und sogar den Mönchen der gefürchteten Inquisition die Stirn geboten. Und er hatte einen Vorteil gegenüber den anderen Anwesenden: Er kannte Justice Deauville

schon seit dessen Kindheit.

Der alte Mann lenkte sein Ross neben den Comte und meinte: »Tja, mein Junge, ich habe nicht den Eindruck, dass du heute heiraten wirst.«

»Sie wird kommen.« Renard nahm den Blick nicht von der leeren Straße.

»Ich habe dich gewarnt, dass du bei Mademoiselle Cheney etwas zu selbstherrlich warst. Sie ist nicht wie andere Frauen. Sie …«

»Ich weiß sehr wohl, wer die Herrin von Faire Isle ist«, fiel ihm Renard ins Wort.

»Dann hättest du auch wissen müssen, dass du ihr keine Befehle erteilen kannst.«

»Ich bin der Comte de Renard. Ich kann jedem Befehle erteilen.«

»Nicht dieser Frau.«

»Sie wird kommen«, wiederholte Renard stur.

»Warum? Nur, weil du es ihr befohlen hast?«

»Nein.« Ein seltsames Lächeln umspielte Renards Lippen. »Weil sie nicht anders kann. Ich bin ihr Schicksal.«

»Herr im Himmel!«, murrte Toussaint und verdrehte die Augen.

Doch in diesem Moment erhob sich ein Ruf aus der Menge. Etwa ein halbes Dutzend Gefolgsleute des Comte kam in Sicht. Sie begleiteten eine prachtvolle Kutsche, gezogen von zwei federgeschmückten Schimmeln. Die Stadtbewohner strömten auf die Straße, um zu gaffen.

Als die Kutsche auf dem Platz hielt, warf Renard Toussaint einen triumphierenden Blick zu. Er stieg vom Pferd, übergab einem seiner Knechte die Zügel und schritt zur Kutsche. Er schob den Lakaien unsanft zur Seite und riss den Wagenschlag auf.

Dichte Vorhänge hingen vor den Fenstern, im Inneren war nach dem gleißenden Sonnenlicht kaum etwas zu erkennen. Als Renard die Augen zusammenkniff, konnte er mit Mühe die schlanke Gestalt seiner Braut ausmachen. Sie saß in einer Ecke, die üppigen Falten ihres Satingewandes um sich gebreitet, das Gesicht hinter einem dichten Schleier verborgen.

»Mademoiselle, ich begann schon zu befürchten, ich müsste …« Renards Augen gewöhnten sich nur langsam an das Dämmerlicht.

Etwas stimmte nicht an der Art, wie seine Auserwählte auf den Kissen zusammengesunken war. Renards Befürchtungen bestätigten sich, als er ihre behandschuhte Hand ergriff.

»Was zum Teufel!« Renard zerrte seine Braut unsanft aus der Kutsche. Ihr Schleier verfing sich an der Tür und wurde ihr vom Kopf gerissen, zusammen mit der langen braunen Perücke. Zurück blieb ein runder Kopf aus Stoff, der wie der übrige Körper, den Renard nun in Händen hielt, mit Stroh ausgestopft war.

Verblüfft starrte er auf den Musselinkopf, auf den graue Augen und ein spöttisches purpurrotes Lächeln gemalt worden waren. Stille senkte sich über die Menge, doch dann drang das erste verhaltene Lachen an Renards Ohr.

Einen Moment lang fielen die Jahre von ihm ab. Er war nicht mehr der mächtige Comte de Renard, sondern nur Justice Deauville, ein unbeholfener Junge, der sich aus dem Staub eines Turnierplatzes hochrappelte, während die Menge ihn mit Hohn und Spott überschüttete.

Es wunderte ihn, dass ihm diese Erinnerung plötzlich so klar vor Augen stand und noch immer so schmerzte. Aber er schüttelte sie rasch ab. Es lagen viele Jahre zwischen ihm und dem ungelenken grünen Jungen, der er damals gewesen war. Es lag ein Leben voller Erfahrungen dazwischen, denen er unter anderem die Fähigkeit verdankte, über sich selbst lachen zu können.

Seine Züge entspannten sich. Er warf den Kopf zurück und brach in schallendes Gelächter aus. Nach einem Moment der Unsicherheit stimmte die Menge mit ein, der gesamte Platz dröhnte vor Lachen. Als Renard wieder ruhig wurde, stand Toussaint neben ihm und grinste ihn an.

»Nun, mein Junge, vielleicht bist du jetzt endlich bereit zuzugeben, dass es ein Fehler war, diese Frau zu einer Heirat mit dir zwingen zu wollen.«

»Ich habe nur einen einzigen Fehler gemacht, alter Mann«, erwiderte Renard, »und zwar den, Mademoiselle Cheney nicht persönlich abzuholen.«

Zu Toussaints Missfallen warf ihm Renard die Strohbraut zu, machte auf dem Absatz kehrt, stieg auf sein Pferd und galoppierte davon. Der gesamte Platz starrte ihm verwundert hinterher.

Renard gab seinem Hengst die Sporen, preschte durch die Gassen und durchs Stadttor hinaus, immer weiter die Straße entlang, die zum Meer führte. Erst als er den felsigen Strand erreicht hatte, brachte er sein Pferd zum Stehen.

Unweit der Küste war die Insel Faire Isle zu sehen. Ihre Umrisse verschwanden gerade hinter einem Dunstschleier. Eigentlich war es keine richtige Insel, denn sie war durch einen schmalen Streifen felsigen Landes mit dem Festland verbunden. Der Weg war gerade so breit, dass ein Fuhrwerk darauf fahren konnte.

Renard drängte sein Pferd in Richtung des schmalen Pfades, aber der ängstliche Hengst scheute und hätte beinahe ausgeschlagen, als sein Herr versuchte, ihn vorwärtszutreiben.

Das Pferd zeigte mehr Sinn und Verstand als sein Reiter. Der Weg, der zur Faire Isle führte, war an einem schönen Tag schon recht tückisch, im Nebel aber oder bei Sturm konnte der Übergang tödlich sein. Das Meer hatte schon mehr als einen Reiter verschlungen, der töricht genug gewesen war, es zu versuchen.

Als der Nebel immer dichter wurde, zügelte Renard sein Ross. Die Insel verschwand vor seinen Augen, wie durch die Künste eines Zauberers verhüllt – oder vielleicht einer Zauberin?

Er stieß einen enttäuschten Seufzer aus. Toussaint hatte recht gehabt, heute würde der Comte nicht heiraten, und ebenso war deutlich geworden, dass Renards direkte Art bei Ariane Cheney zu nichts führte.

Aber Renard hatte vor langer Zeit gelernt, dass die Zaghaften in dieser Welt nichts zu gewinnen haben. Mit Geduld und Sanftmut wurde man nur rücksichtslos überrollt und verlor die Frau, die man liebte, an einen anderen.

Der Nebel trübte ihm die Sicht, und wieder wurde er in die Vergangenheit zurückversetzt. Zitternd und blutend stand er an Martines Schwelle, doch sie musterte ihn nur bestürzt und schlug ihm die Tür vor der Nase zu.

Renard schüttelte auch diese Erinnerung ab. Es war so lange her – welche Rolle spielte es jetzt noch? Keine, abgesehen davon, dass ihm die Geschichte mit Martine eine harte

Lektion erteilt hatte: Wenn ein Mann etwas wollte, musste er es beharrlich verfolgen, egal ob es sich um ein Stück Land, ein Pferd oder eine Frau handelte.

Allerdings musste er zugeben, dass die Herrin von Faire Isle keine normale Frau war. Bei einer widerspenstigen Braut wie Ariane Cheney musste ein Mann wohl zu ungewöhnlicheren Mitteln greifen – vor allem, wenn er beschlossen hatte, eine Hexe zu heiraten.

1

Die Kammer lag geschützt vor neugierigen Blicken unter dem alten Teil des Hauses. In der Römerzeit hatte auf der Insel eine Festung gestanden, und die Kammer war Teil eines Verlieses gewesen – ein dunkler Ort, an dem verängstigte Seelen auf Folter und Tod warteten.

Aber das war lange her. Die Ketten und Handfesseln waren längst verschwunden, an den steinernen Wänden standen nun Regale, gefüllt mit Gläsern voller Kräuter, staubbedeckten Flaschen und Büchern, in denen Wissen bewahrt wurde, das der Rest der Welt längst vergessen hatte. Den einst trostlosen Ort hatten weibliche Hände in eine Sammelstätte uralter Lehren und ein Versteck von Geheimnissen verwandelt. Was in diesen Regalen lagerte, hätte gereicht, eine Frau sieben Mal als Hexe zu verurteilen.

Doch niemand hätte einer Hexe weniger ähneln können als die junge Frau, die gerade in einem Kessel mit kochender Flüssigkeit rührte. Ariane Cheney war groß und schlank, ihre hochgewachsene Gestalt war in ein rotbraunes Gewand gehüllt, das durch eine Schürze um ihre Taille geschützt wurde.

Das orangerote Licht der Wandfackeln tanzte über ihre Züge. Ihr dichtes kastanienbraunes Haar war sittsam unter einem Tuch verborgen. Ariane hatte ein ungewöhnlich ernstes Gesicht für eine Frau von kaum einundzwanzig Jahren. In ihren nachdenklichen grauen Augen zeigte sich nur selten Heiterkeit, ihre Lippen formten kaum je ein Lächeln.

Seit dem Tod ihrer Mutter hatte sie tatsächlich wenig zu lachen gehabt. Ihr Vater war noch immer vermisst, sodass Ariane ihre zwei jüngeren Schwestern ganz allein beschützen und umsorgen musste. Täglich steigerten sich die Mutmaßungen, dass den Chevalier Louis Cheney bei seiner großartigen Entdeckungsreise ein schlimmes Schicksal ereilt hatte – entweder hatte er Schiffbruch erlitten, oder er war bei der Landung an feindseligen fremden Gestaden von Eingeborenen umgebracht worden.

Ariane rührte ein letztes Mal im Kessel, dann schöpfte sie vorsichtig ein wenig von der klaren Flüssigkeit in ein dickes Tongefäß und brachte es zu dem langen hölzernen Arbeitstisch. Dort stand ein eiserner Mörser, in dem sie ein Pulver zerstoßen hatte, eine Mischung, deren Zusammensetzung zum Teil aus ihren Büchern stammte, zum Teil von ihr selbst erdacht worden war.

Sie maß einen Löffel des Pulvers ab. Wie viel sie nehmen sollte, wusste sie nicht genau. Dann schloss sie die Augen und schickte ein stilles Gebet zum Himmel.

»Oh bitte, lass es funktionieren!« Sie machte die Augen wieder auf und kippte das Pulver vorsichtig in das Tongefäß. Dann wartete sie besorgt. Sollte sie das Ganze vielleicht umrühren?

Aber dazu kam es nicht mehr.

Die Mischung reagierte prompt und heftig: Sie begann zu rauchen und zu zischen, zu blubbern und zu schäumen und über den Rand des Gefäßes zu treten. Ariane schrie erschrocken auf und nahm ein Tuch zur Hand. Aber die zischende Flüssigkeit zwang sie zum Rückzug.

Sie trat zur Seite und hob schützend einen Arm vors Gesicht – gerade noch rechtzeitig, bevor das Gefäß zersprang und roter Schaum und Tonscherben in der Kammer umherflogen. Ein ätzender Gestank breitete sich aus, er war so übel, dass Ariane würgen musste und ihre Augen zu tränen begannen. Sie wedelte mit ihrem Tuch herum, um die Luft ein wenig zu reinigen, dann wischte sie sich die Augen und begutachtete den Schaden.

Sie war unverletzt, doch ihr Gebräu hatte den Tisch versengt und auch in ihre Schürze kleine Löcher gebrannt. Ariane hatte versagt.

Wenn nur Maman da wäre, um mir zu helfen!, dachte sie.

Diesen Wunsch verspürte sie jeden Tag ein Dutzend Mal, und wie immer überkam sie der vertraute Schmerz über den Verlust ihrer Mutter.

Evangeline Cheney war eine äußerst gelehrte Tochter der Erde gewesen. Von der Schar der weisen Frauen war sie als Führerin betrachtet worden, die Herrin von Faire Isle, und dieser Titel war nun auf Ariane übergegangen. Doch sie hatte sich der Aufgabe, in die Fußstapfen ihrer Mutter zu treten, nie richtig gewachsen gefühlt.

Fast zwei Jahre lang hatte Ariane zusehen müssen, wie das Leben langsam aus der einst unbezwingbaren Evangeline gewichen war. Dennoch verging auch jetzt noch kein Tag, an dem sie nicht die sanfte Stärke ihrer Mutter und ihre weisen Ratschläge vermisste.

Oh, Maman, dachte Ariane, wenn ich nur deine Stimme wieder hören könnte! Wäre es wirklich so schrecklich, den Geist ihrer Mutter herbeizurufen? Nur dieses eine Mal?

Doch sie wusste nur allzu gut, was ihre Mutter dazu gesagt hätte. Evangeline Cheney hatte ihren drei Töchtern viele wundervolle Dinge beigebracht, doch sie hatte sie auch immer wieder eindringlich ermahnt, sich nicht mit schwarzer Magie zu befassen.

Ariane lenkte ihre Gedanken wieder auf das Chaos, das sie in ihrer Werkstatt angerichtet hatte. Sie hatte schon fast alle Tonscherben eingesammelt, als sie hörte, wie sich jemand an der Falltür zu schaffen machte, die den Zugang zu der versteckten Kammer verbarg.

»Ariane?«

Gabrielles Stimme drang von oben zu ihr hinab. Ariane hatte gerade noch Zeit, die Tonscherben wegzukippen, bevor ihre Schwester die steinerne Wendeltreppe herabkam. Sie sah aus wie eine Großherzogin, die am Hofe des Königs ihre Aufwartung macht.

Das Mädchen hatte wieder einmal eines ihrer alten Gewänder geändert, um es modischer zu machen. Das einst recht schlichte Kleid war nun karneolbraun gefärbt und üppig mit einer goldenen Stickerei verziert. Die weiten Röcke bauschten sich über einer Krinoline und hatten vorne einen Schlitz, unter dem ein cremefarbenes, mit Spitze verziertes Untergewand hervorlugte. Am wenigsten gefiel Ariane das Mieder: Es war viel zu tief ausgeschnitten und enthüllte viel zu viel von Gabrielles üppigem Busen.

Beim Hinabsteigen hob Gabrielle ihre Röcke mit einem eleganten Handgriff, um ja kein Körnchen Staub auf ihr Kleid zu bekommen. Ihr Haar schimmerte hellgolden, sie hatte einen alabasterfarbenen Teint, volle rote Lippen und juwelenblaue Augen.

Sie war so wunderschön, dass es Ariane oft in der Seele wehtat, wenn sie sie betrachtete. Vielleicht weil sie die Tage vermisste, als Gabrielle sich noch keine Sorgen

um ihr Aussehen gemacht hatte und barfuß über Faire Isle gestreunt war, die Locken vom Wind zerzaust, oder mit farbverschmierten Wangen eine frische Leinwand verlangt hatte, um ein neues Bild zu malen. Und wenn sie sich wieder einmal an einer Skulptur versucht hatte, waren ihre Hände rau und die Nägel abgesplittert gewesen.

Jetzt waren Gabrielles Hände weich und die Fingernägel perfekt manikürt. Es waren ihre Augen, die in Gefahr schienen, hart und spröde zu werden.

»Ah, da bist du. Ich habe schon überall nach dir gesucht«, beschwerte sie sich. Gabrielle besuchte die versteckte Werkstatt nur selten, und Ariane bemerkte beunruhigt, dass ihre Schwester sich nicht die Mühe gemacht hatte, die verborgene Tür über ihnen zu schließen.

»Gabrielle, ich hoffe, du hast nicht vergessen, dass der Raum hier eigentlich geheim sein soll.«

»Es ist ja wohl kaum so, dass unsere Bediensteten nichts von deiner Werkstatt wissen und davon, dass wir Hexen sind.«

Als Ariane die Stirn runzelte, verdrehte Gabrielle die Augen und verbesserte sich. »Ach, entschuldige, ich vergaß – Hexen ist ein schlimmes Wort, ich hätte weise Frauen sagen sollen.«

»Und wie sieht es mit unangemeldeten Gästen aus?«, fragte Ariane.

»Wir haben keinen Besuch, abgesehen von deinem noblen Freier.«

»Wie bitte? Renard ist hier?« Seit Ariane an diesem Morgen entdeckt hatte, dass der Dunst über der Insel verschwunden war, hatte sie die Rückkehr des Comte gefürchtet.

»Das war nur ein Scherz.« Gabrielle grinste.

Arianes Atem beruhigte sich wieder. »Verdammt, Gabrielle! Darüber macht man keine Witze. Du weißt, dass ich befürchtet hatte, der Comte würde wieder hier auftauchen.«

»Nun, wenn du weiter darauf bestehst, herumstreunende Männer zu retten …«

»Er hatte sich im Wald verirrt. Ich habe ihm nur den richtigen Weg gezeigt«, entgegnete Ariane. Sie hatte Renard zum ersten Mal auf dem Festland getroffen, und damals hatte er nicht beängstigend oder einschüchternd gewirkt, er war einfach jemand gewesen, der sich im Wald verlaufen hatte. Der Wald der Deauvilles umfasste etliche Morgen und konnte sehr tückisch sein, denn dort hausten viele Wildschweine und ab und zu auch Wölfe. Ariane hatte den Comte nur in sicheres Gelände geführt.

Sie hatte nicht damit gerechnet, diesen Mann je wieder zu Gesicht zu bekommen, und erst recht nicht mit dem, worüber sie Renard bei ihrer nächsten Begegnung kühl in Kenntnis setzte: Er habe sie zu seiner Comtesse auserkoren und treffe nun die Hochzeitsvorbereitungen. Über Renards Vorhaben hatte sich Ariane derart den Kopf zerbrochen, dass sie die Falten zwischen den Augen fast nicht mehr loswurde.

Gabrielle merkte, dass Ariane wieder einmal die Stirn runzelte. »Ach, hör auf, dir Sorgen zu machen. Nach dem Hochzeitsgeschenk, das wir Monsieur le Comte geschickt haben …«

»Das du ihm geschickt hast!«, fiel ihr Ariane ins Wort. »Du hättest das nicht tun sollen, Gabrielle. Ich glaube nicht, dass es klug war, den Comte zu beleidigen.«

»Ach was! Nur mit Beleidigungen kann man einen derart anmaßenden Burschen wie Renard loswerden. Ich glaube jedenfalls, dass er dich nicht mehr belästigen wird.«

Gabrielles Streich mit der Strohbraut mochte den Comte vielleicht ein wenig aufgehalten haben, aber Ariane fürchtete, dass sich Renard wie alle Deauvilles nicht so leicht entmutigen ließ. Sie schickte sich an, den Rest des verschütteten Gebräus aufzuwischen. Beim Abkühlen war es dunkler geworden und sah nun aus wie Blut.

Gabrielle tänzelte um ihre Schwester herum, betrachtete die Flecken und rümpfte die Nase. »Was im Namen aller Heiligen hast du hier getrieben?«

»Leider nichts Erfolgreiches. Ich habe versucht, einen Trank für unsere Felder zu mischen, in der Hoffnung, unsere Ernte dieses Jahr zu verdoppeln.«

»Ich dachte, Maman hat uns ermahnt, die Hände von schwarzer Magie zu lassen.«

»Das hat nichts mit schwarzer Magie zu tun, das ist Wissenschaft.« Ariane warf den triefenden Lappen in den Kehrrichteimer, während Gabrielle noch immer die versengten Stellen auf dem Tisch musterte.

»Für mich sieht das eher nach einer Wissenschaft aus, die Getreide vernichtet, statt es wachsen zu lassen.«

»Ich finde einfach nicht die richtige Formel, aber ich muss etwas tun, um unsere Einkünfte aufzubessern.«

Das war bitter nötig, um die Schulden zu begleichen, die ihr Vater hinterlassen hatte, und die Mitgift ihrer Schwestern zu sichern, falls er nicht zurückkehren sollte. Aber über solche Dinge machte sich Gabrielle natürlich keine Sorgen.

Sie zuckte die Achseln. »Warum versuchst du nicht lieber, Blei in Gold zu verwandeln, statt das Haus niederzubrennen?«

Ariane funkelte sie böse an. Gabrielle, die ihren Spott bereute, schlang den Arm um die Schultern ihrer großen Schwester und drückte sie sanft.

»Deine Sorgen bringen dir nur bleibende Falten ein. Ich habe es dir doch schon so oft erklärt: Das Gesicht einer Frau ist ihr Vermögen. Es wäre besser, du würdest versuchen, ein paar neue Hautcremes zu mischen. Ich könnte auf alle Fälle ein neues Parfüm gebrauchen.«

»Das ist das Letzte, was du brauchst, Gabrielle. Ich erinnere mich noch gut an eine Zeit, als du es viel interessanter fandest, neue Farbschattierungen für deine Palette zusammenzustellen.«

»Das ist doch Kinderkram, meine liebe Schwester. Mit Farben herumzuexperimentieren hat noch keine Frau reich und berühmt gemacht. Niemand wird mich je beauftragen, sein Porträt zu malen oder Fresken für seinen Palast zu entwerfen. Es gibt nur einen Weg, auf dem eine Frau in dieser Welt erfolgreich sein kann.«

Gabrielle warf den Kopf zurück und ließ eine Hand über ihre üppigen Rundungen gleiten. »Ein Mädchen muss lernen, seine Talente möglichst vorteilhaft einzusetzen. Wie gefällt dir mein neues Kleid? Ich bin heute Morgen damit fertig geworden.«

»Es ist viel zu prachtvoll für diese Insel.«

»Ich habe nicht die Absicht, den Rest meines Lebens auf dieser Insel zu verbringen.«

Ariane hasste es, wenn sich Gabrielle so zynisch äußerte, doch sie kannte den Grund dafür, die tiefe Verletzung, die zu Gabrielles Verbitterung geführt hatte. Aber jeder Versuch, Gabrielle zu ermutigen, darüber zu reden, würde nur neuen Streit entfachen, und Ariane hatte im Moment einfach nicht die Nerven dazu.

Wenn sie den Kessel leerte und noch einmal von vorne anfing, würde sie die richtige Mischung vielleicht noch vor dem Abendessen brauen können. Aber solange Gabrielle ihr im Weg stand, würde daraus nichts werden.

»Du sagtest, dass du nach mir gesucht hast«, erinnerte sie ihre Schwester. »Wolltest du etwas Bestimmtes?«

»Ich dachte, ich sollte dir erzählen, was Miri wieder angestellt hat.«

»Oh, Gabrielle, bitte!« Arianes Schwestern waren früher unzertrennlich gewesen, aber in letzter Zeit trieben sie die ständigen Zankereien der beiden schier in den Wahnsinn. Bei all ihren Sorgen hatte sie wahrlich keine Lust, einen weiteren Streit zu schlichten.

»Bist du nicht allmählich etwas zu alt, um Miri bei mir anzuschwärzen?«, fragte sie.

Gabrielle errötete, all ihre Eleganz verflog, und sie schmollte wie ein kleines Kind. »Na gut. Ich dachte nur, du würdest es gerne wissen wollen, aber wenn nicht, dann nicht.«

Sie machte auf dem Absatz kehrt und rauschte mit der Würde einer beleidigten Prinzessin die Stufen hoch, wobei sie wieder sorgsam die Röcke raffte. »Ich dachte nur, du würdest gerne wissen, wenn Miri Gefahr läuft, verhaftet oder vielleicht sogar gehängt zu werden«, erklärte sie, ohne stehen zu bleiben. »Aber gut, vergiss es, ich habe nichts gesagt.«

Ariane unterdrückte ein Seufzen. Gabrielle hatte zwar eine Neigung zum Melodramatischen, aber die war nicht halb so ausgeprägt wie der Hang der zwölfjährigen Miribelle, sich Ärger einzuhandeln.

Sie eilte zum Fuß der Treppe und blickte besorgt nach oben. »Also gut, vielleicht erzählst du es mir doch. Hat sie etwa wieder versucht, Madame Pomfreys Tauben freizulassen?«

Gabrielle war schon durch die Falltür geklettert. Nun warf sie einen Blick zurück. »Schlimmer. Sie hat ein fremdes Pferd befreit.«

»Oh Gott, nicht schon wieder!«

Ariane löschte noch schnell die Fackeln, bevor sie Gabrielle nach oben folgte.

* * *

Sie kniff die Augen zusammen, als sie im Hof ins helle Tageslicht trat. Der künstlich angelegte Teich funkelte, die Spiegelung des mit Efeu überwucherten Herrenhauses schimmerte im blauen Wasser. Belle Haven war ein stattliches Gebäude mit einem imposanten viereckigen Turm, doch war es weder so eindrucksvoll noch so elegant wie das Château auf dem Anwesen ihres Vaters in der Bretagne oder seine schicken Stadthäuser im Herzen von Paris. Maman aber hatte das behagliche Haus auf Faire Isle bevorzugt, was Papa stets ein Rätsel gewesen war.

Papa hätte Belle Haven am liebsten abgerissen und ein Märchenschloss mit hoch aufragenden Türmchen und teuren, funkelnden Fenstern errichtet. Aber Maman hatte ihm dieses Vorhaben sanft ausgeredet.

Louis Cheney hatte nie verstanden, dass seine Frau nichts anderes wollte als seine Liebe und seine Nähe, vor allem, als sie im Sterben lag.

Ariane eilte an ihrem Kräutergarten vorbei und verscheuchte ein verirrtes Huhn. Die meisten Nebengebäude – der Hühnerstall, die Kornkammer, der Melkstand – waren

schlicht und unprätentiös wie das Haupthaus. Nur die Ställe waren erweitert worden, um Papas Pferde angemessen unterzubringen. Aber jetzt gab es keine Pferde mehr, Papa hatte sie verkaufen müssen, um seine Schiffe bauen zu können. Die Ställe waren leer – zumindest standen dort keine Pferde mehr.

Als Ariane durch das breite Doppeltor trat, schlug ihr der Geruch von süßem Heu und Pferdeschweiß entgegen, angereichert mit den Gerüchen anderer Tiere. Der erste Stall beherbergte einen Wurf verlassener Kaninchen, den Miri in einer Holzkiste untergebracht hatte. Im Käfig über der Tür zwitscherte ein Spatz, dessen Flügel Miri wieder heil machen wollte.

Ein Stück weiter kaute Miris Pony geräuschvoll sein Heu, ohne sich von dem schrillen Wiehern stören zu lassen, das aus der letzten Box drang. Dorthin ging Ariane, um sich Miris neuesten Fang anzusehen.

Du meine Güte! Dieser neue Stallgast sah wahrhaftig nicht aus wie Miris übliche verletzte Streuner. Arianes Blick fiel auf einen schlanken Vollblüter, einen glänzenden Apfelschimmel, der nervös hin und her tänzelte. Miri stand neben ihm und versuchte, ihn zu beruhigen.

Arianes jüngste Schwester trug eine Tunika und grobe Wollhosen. Wäre nicht ihr langes, weißblondes Haar gewesen, das ihr bis zur Taille fiel, hätte man sie leicht mit einem Bauernburschen verwechseln können. Sie reichte kaum bis an die Schultern des Pferdes, und als der Hengst versuchte, ihr auszuweichen, hatte Ariane Angst, dass er ihre zierliche Schwester zertrampeln könnte.

Aber Miri verstand es ausgezeichnet, mit Pferden umzugehen. Sie bewegte sich sehr behutsam und sang mit ihrer bezaubernden, silberhell klingenden Stimme leise, zärtliche Worte. Das Pferd spitzte die Ohren, zuckte noch ein wenig und blieb dann still stehen. Miri streckte ihre zarten Hände aus, als wolle sie das Pferd um Erlaubnis bitten, es zu berühren. Ohne ihren leisen Gesang zu unterbrechen, näherte sie sich dem Hengst und tätschelte ihm schließlich den Hals. Das Pferd rieb seine Nüstern an Miris Stirn, sein sanfter Atem ließ die mondgoldenen Strähnen ihres Haares erzittern.

Ariane sah gebannt zu. Miri, die ihre älteste Schwester gar nicht bemerkt hatte, streichelte weiter das Pferd. Sie war wie üblich völlig in ihrer kleinen Welt versunken.

Ariane gab sich die Schuld daran. Als das Kind nach dem Tod der Mutter immer blasser und stiller wurde, hatte sie es zugelassen, dass Miri nur noch tat, was sie wollte. Und Miris einziger Trost hatte darin bestanden, auf ihrem Pony über die Insel zu streifen und verletzte Tiere zu retten.

Aber diesmal war Miri eindeutig zu weit gegangen. Dieser exquisite Apfelschimmel stammte nicht von Faire Isle. Die Insel war nur etwa dreißig Meilen breit, und die meisten Einheimischen besaßen Ponys wie Miri. Der Besitzer des Hengstes musste vom Festland stammen, es war bestimmt kein aufgebrachter Händler aus dem Dorf, den Ariane leicht mit ein paar Münzen besänftigen konnte.

Und dass Gabrielle mit raschelnden Seidenröcken in den Stall gerauscht kam, machte die Sache auch nicht besser. Ariane schnitt eine Grimasse und wünschte ihre Schwester sonst wohin. Der Umgang mit Miri war schon schwer genug, in mancher Hinsicht war sie so störrisch und launisch wie dieser Hengst; Gabrielles schadenfrohe Anwesenheit konnte

die Situation nur verschlimmern.

»Miri?«, rief Ariane leise, um den Hengst nicht zu erschrecken.

Miri unterbrach ihre seltsame Zwiesprache mit dem Pferd. Sie drehte sich zu Ariane um. Ihre Augen glänzten. Sie waren von blassgoldenen Wimpern gesäumt und hatten eine ungewöhnlich silberblaue Farbe, so wechselhaft wie Nebel.

»Oh, Ariane. Ich habe nach Einhörnern gesucht. Sieh nur, was ich stattdessen gefunden habe! Er heißt Hercules. Er ist ein wenig aufgeregt hier im Stall, aber ich habe ihm versprochen, dass er später auf der Koppel herumlaufen darf.«

»Du hast dieses Pferd gefunden, Liebes?«

»Jawohl. Ist er nicht wunderschön? Fast so schön wie ein Einhorn.«

»Ein Einhorn mit einem Halfter?«, meldete sich Gabrielle hinter Ariane.

Miri funkelte sie böse an. »Einhörner tragen keine Halfter, Gabby.«

»Aber dieses Pferd trug bestimmt eines, als du auf ihm nach Hause geritten bist. Und es hatte bestimmt auch einen Sattel und eine Decke, obwohl ich diese Dinge jetzt nicht sehe.« Gabrielle nahm eine Heugabel und stocherte damit in einem Strohballen herum. »Ich möchte wetten, Miri hat die Sachen hier irgendwo versteckt.«

»Das habe ich nicht! Ich habe ihn ohne dieses Zeug geritten«, protestierte Miri. Aber als ihr Ariane in die Augen sehen wollte, wandte sie den Blick ab.

»Miri?«, mahnte Ariane.

Ihre kleine Schwester drehte sich abrupt um und streichelte das Pferd, doch über ihre gebräunten Wangen huschte eine vielsagende Röte.

»Miribelle!«

Miris Lippen wurden schmal. Sie riss sich von dem Pferd los, das Kinn trotzig emporgereckt. »Also gut, ich habe ihn nicht gefunden, ich habe ihn befreit.«

»Oh, Miri!«, seufzte Ariane. Gabrielle lachte.

Miri bedachte ihre Schwestern mit einem empörten Blick. »Es stimmt aber! Ein widerlicher Kerl hatte dieses arme Geschöpf versklavt. Hercules wollte dem Burschen entkommen und mit mir gehen.«

»Woher willst du das wissen?«

»Er hat es mir gesagt.«

»Oh mein Gott«, spottete Gabrielle. »Nicht schon wieder ein sprechendes Pferd. Welche Sprache spricht es denn?«

»Die Pferdesprache natürlich«, fauchte Miri.

Ariane wandte sich so geduldig, wie sie nur konnte, an ihre kleine Schwester. »Mein Liebes, wie oft muss ich dich noch warnen? Du darfst nicht herumspazieren und behaupten, dass du mit Pferden sprechen kannst.«

»Ich kann es aber«, beharrte Miri verletzt und gleichzeitig verstört.

»Na gut, Liebes, aber solche Sachen machen die Leute eben nervös. Wenn jemand vom Festland dich hört, könnte er dich der Hexerei bezichtigen.«

»Oder dich in ein Irrenhaus verfrachten lassen.« Gabrielle trat näher, um das Pferd zu mustern. »Ich muss schon sagen, dieses Tier ist besser als die alte Mähre, die du aus den Fängen des Hausierers befreit hast. Wenn du schon wegen Pferdediebstahls gehängt wirst, dann immerhin wegen eines Vollblüters.«